

Fremde Schuld

Roman von M. Frigge-Vrool.

(14. Fortsetzung.)

Die laute, hallende Stimme hatte den Kranken erschreckt, er schickte hinein und ließ um des Sohnes Besuch bitten. Frau Flemming ergriff trampfahrig Hansens Hand.

„Für auf mein letztes Wort“, leuchtete sie. „Du darfst Dich nicht mit jener Frau verheiraten, es geht nicht, glaub es mir! Ich sage Dir, bevor Du von uns und gingst, daß Du Gerth heiraten mußt. Du mußt, hörst Du, oder Dein Vater, ich, Du und wir alle sind verloren! Begreift Du jetzt, was auf dem Spiele steht?“

Er begriff nichts, er sah die aufgeregte Frau nur mit dem hilflosen Blick eines Kindes an, griff sich an den Kopf, um zu sehen, ob er waide oder träume und ging dann schmerzlich aus dem Zimmer.

Wäre er nie, nie von seiner Hannah gegangen, hier hielt er nicht aus, soviel war sicher. Hatte Hans Flemming die Hoffnung gehegt, nach Überwindung der ersten Tage werde sich Gelegenheit finden, eine endgiltige Aussprache mit seinem Vater herbeizuführen, so sah er sich gestraft. Die Herzschwäche des Kranken nahm eher zu, als ab, und die geringste Aufregung konnte den Tod zur Folge haben, lautete der Ausspruch des Arztes. Das schloß Hans die Lippen, so oft er sich aus vornahm, ein Ende zu machen. So wie es war, ging's nicht weiter, das fühlte er. Hannah würde kommen, ihr Recht fordern und was dann?

Johannes Flemming selbst vermißte jede Möglichkeit des Alleinseins mit Hans. Pflichtete er sich, dem Sohn Rede zu stehen, oder hoffte er auf die Zeit, die alles ordnen werde? Jedenfalls schwieg er.

Mit verzerrter Ungebild harrie Hans auf den ersten Brief seiner Frau. Was Hanschen gesehener? Oder war er so krank, daß Hannah nicht zu schreiben mochte, hätte er sie doch nur um Drahtnachricht gebeten, damit ihm wenigstens diese Sorge erspart bliebe.

Er hatte zweimal telegraphiert. Das erste Mal bei der Landung, dann nach der Ankunft im Elternhause. Beide Mal benutzte er das Kabel, und so kam es, daß er nur kurz das Wesentliche berichten konnte. Von der Aufnahme, die seine Heirat im Elternhause fand, ahnte die junge Frau noch nichts.

Hans zögerte auch, ihr davon zu schreiben, er wartete täglich auf eine Aussprache, täglich vergebens.

Den Platz des Vaters im Comptoir nahm jetzt der Heimgesetzte wie selbstverständlich ein. Um seine Unruhe und Sehnsucht zu betäuben, griff er zur Arbeit und lebte sich überaltnach schnell in die neuen, zum Theil recht schwierigen Verhältnisse ein. Die Augen des alten Buchhalters leuchteten freudig auf, so oft er seines jungen Chefs ansichtig ward. Er war geworden, die tröstliche Versicherung konnte er seinem alten Herrn geben: Hans Flemming würde ein tüchtiger Handelsmann sein.

Das blasse Gesicht des Kranken überzog nach wie vor ein feines Roth. Er wußte, Krause betrog ihn nicht, sein Sohn war ein tüchtiger Mann geworden; hätte es nun noch in seiner Macht gestanden, ihn zu einem Glücklichen zu machen, so wäre sein heißester Wunsch erfüllt. Das aber stand nicht in seiner Macht.

Gerth wollte eine Tochter gleich am Krankenbette. Nicht übermäßig reich oder gar liebevoll, aber mit jener ruhig freundlichen Bestimmtheit, die Leidenden so wohl thut. Die Seufzer und Thränen seiner Frau machten Johannes oft ungebürlich. Gerth seufzte und weinte nie, sie wußte dagegen ihm immer etwas zu erzählen, das ihn interessirte oder freute, immer setzte sie ein hoffnungsvolles Gesicht.

Der alte Mann ahnte, daß seine Tage sich dem Ende neigten, seitdem er jeden Anfall überstanden, auf dem hin man Hans heimberief. Zuweilen fühlte er sich wohl ein wenig leichter und hoffte wieder, meist aber lag er apathisch da, mit seinem Schicksal besöhnt. Nur einen Wunsch ließ er zurück, über den er sich manchmal äußerte, der war, wie einst sein Vater, den Entel auf den Knien zu wiegen, der den Fortbestand des alten Hauses sichern sollte.

Hans antwortete nicht eine Silbe auf diese leise Klage, in ihm erregte sie keinen Groll. Wie durfte sein Vater, der wußte, daß ihm ein Entel lebte, derartige Heuschrecken thun. Er mußte sich zusammen nehmen, um nicht durch beständigen Widerspruch den Kranken zu erregen; im Stillen dachte er, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo er den Sohn und seinen vollen Jubel in sein Vaterhaus wisse.

Hannah schob. Gottlob, Hanschen war ganz aus aller Gefahr, leider aber noch sehr geschwächt. Sie mußte daher, so leid es ihr war, die Reise noch verschoben, des Sohnes Interesse forderte eine weitere Trennung von dem geliebten Mann.

Hans drückte den Brief dringlich an die Lippen. Arme, süße Hannah, o warum sie ahnte, daß er immer noch...

Daß sie ihm verschwiegen, daß auch ihre Gesundheit ernstlich zu wanken begann, war nur ein weiterer Beweis ihres guten, großen Herzens, sie wollte den Herrn nicht in Sorge versetzen. Die heißeste Zeit hatte ihr nie gut gethan und nun ihr Hans, der sie so sanft hütete, abwesend war, gab sie sich leichtsinnig den Schädlichkeiten der Nachtluft preis. Es litt sie nicht in dem großen, verlassenen Hause, wenn Ländchen schlief, und es gewagte ihr einigen Trank, auf der Veranda zu sitzen, wo sie unzählige Mal mit ihm geleistet, nach dem sie sich stöhnlich lehnte in heißen Schmerzen.

In wachen Träumen malte sie sich aus, wie es sein werde, wenn sie zum ersten Mal an ihres Mannes Seite mit Hanschen dessen Haus betrat, in dem die Eltern wohnten, die Eltern, die von ihr nichts wissen wollten, sie wie eine Unwürdige von sich wieser. Heiße Thränen traten dann in ihre Augen, der schlafende junge Leib bebte in verhallendem Schmerz, sie streckte die Arme aus und umfing die leere Luft; mit einem Seufzer fand sie sich allein.

Wenn Hans sich auch hütete, zu schreiben, wie seine Mutter über Hans nach dachte, so ahnte diese mehr, als er sich denken konnte. Sein Schweigen in diesem Punkte war sehr berechtigt. Er sah den Kampf näher und näher rücken und wußte, ihr Hans war ein braver, pflichter Mann, aber ein Kämpfer, ein Kämpfer, das war er nicht. Die ganze Gestalt schauderte zusammen, ihr war, als sehe sie in einem unergründlichen Abgrund, der sie und ihr Kind verschlingen wollte.

Der Neger war es, der mit sanfter Gewalt die angebetete Herrin in's Haus zwang, er wachte über sie, sonst hätte der Morgen sie an ihrem Platz gefunden.

Während Hannah sich in Sorgen aufrieb, schante ihr Mann sich gleich ihr aus den ihn umgebenden Verhältnissen heraus. Er erwog schon den Gedanken, der Heimath für immer den Rücken zu kehren und in jenes Land zu ziehen, in dem er wunschlos glücklich war. Es mußte unvorstellbar gelingen, das Establishement in Bremen einen tüchtigen Mann zu verkaufen; wenn er dann die Pflanzung bewirtschaftete, so mochte das Haus in Ehren weiterbestehen. Er sprach sich über seine Absicht zu Niemand aus, wie er denn auch Niemandem Vertrauen schenkte. Das einzige Wesen, mit dem er überhaupt harmlos verkehren konnte, war Gerth. Sie wußte von Allen, was er erlebte, so gut wie gar nichts, sah nur, daß der früher unüchtige und unzufriedene Mann jetzt wieder seines Vaters Platz einnahm und ihn in jeder Hinsicht würdig vertrat. Das ließ die stillgenährten Liebesgefühle im Herzen des Mädchens neu erblühen, mit froher Hoffnung sah sie in eine Zukunft, in der sie als des liebsten Hansens Frau an seiner Seite schaltete.

Dem jungen Mädchen, das in der Stadt als wohlhabend galt, waren die Bemerkungen nicht fern geblieben. Gerth schickte einen nach dem andern heim, weil sie bestimmt auf ihren Vetter wartete. Daß er ihre Gefühle nicht erwiderte, war ihr gleich wohl klar, wie wäre er sonst so lange fortgeblieben, wo doch der Eltern Wunsch ihn heimzuführen zwang. Er kam erst, als ihm seine Wahl mehr blieb, doch das sorgte das Mädchen nicht. Was Hans der Zeitig, so sorgte sie schon, daß er sie liebte würde, soviel Gewalt traute sie sich zu. Entel und Tante begünstigten ihre Hoffnungen, das fühlte sie heraus, und so war Gerth, seit Hans zu Hause war, stets guter Dinge und umgab ihn mit einer liebevollen Sorgfalt, die seinem munden Herzen wohl that.

Neugierlich merkte man dem kleinen Preise dieser vier Menschen nichts an, daß zwei von ihnen schweigend, aber fest gegen die Wünsche des Dritten kämpften in heimlicher Angst, ein Zufall möge ihnen den Preis des Sieges entreißen.

Wieder brachte die überseitsche Post einen Brief Hannahs an ihren Mann, und diesmal konnte sie melden, daß der kleine vollends genesen sei. Nach seinem Papa sehnte er sich zwar nach Kindesart nur wenig, doch sorgte die Mutter schon, daß er ihn nicht vergesse, selbst wenn die Trennung wider Erwarten noch andauere.

Sie mußte nämlich mit schweren Herzen von einer Gestehe Abstand nehmen, wenigstens für jetzt. Der Arzt, den sie nicht einmal zugezogen, sondern den Gajar in unbegrifflicher Sorge selbst geholt, bestellte darauf, daß sie sich doreist gesund pflege. Es sollte ihr nur wenig, etwas Husten und dieses löse Wechselstieber, von dem sie dieses Jahr sehr geplagt werde, nichtsdestoweniger seien Voricht und große Schonung geboten.

Sie bat zum Schluss Hans, er möge über sie bestimmen, sie werde sich seinem Willen in allem unterwerfen, trotzdem die Schmach, die sie sah verzeihe, bliebe sie n. a. länger allein. Der ganze Brief war ein einziger Seufzer eines lebenden Herzens. Er schnitt dem Manne tief in's Herz. Kein Wort der Klage, kein des Vorwurfs, daß er ihre Sache so lässig verließ. Sie hat nicht...

Die plagte ihn nicht, in Allem stellte sie ihr Geschick ihm anheim, der nichts für sie gethan, als schweigend gelitten, daß man sie verließ.

Hans schämte sich sehr. Seit Monaten war er hier, und alles blieb auf dem alten Platz. Die Eltern suchten sich einzulegen, ihr Sohn sei aller Bände ledig, sie wagten es sogar verheißt und offen von einer neuen Ehe zu reden, bieweil die alte vor ihm zu Recht bestand. War er denn ein ehr- und pflichtvergessener Schuft, daß er das baldete. Rücksicht, immer Rücksicht präbte die Mutter, erschleben die Mienen des Vaters, aber nach ihm auf Hans nach Rücksicht. Sie lag krank und allein in fremden Lande, in ihrem Thronen bedrückt, und da sollte er noch länger zögern, ihr beizustehen? Kimmern!

Der junge Handelsmann nahm seine ganze Energie zusammen. Heut noch, in dieser Stunde, erfahre der Vater, was er längst erfahren gemußt. Er wollte Hannah holen, jetzt gleich mit seinem Kinde führte er sie dann in das Vaterhaus ein.

Hastig schob er die Briefblätter zusammen, da entfiel dem Unerfahrenen ein kleines Blatt, er hob es auf und Thränen stiegen in ihm auf. Ein wohlgetroffenes Bild des Kleinen lag vor ihm, stramm aufgerichtet sah der kleine Wursch ihn an mit Augen, die selbst dem Vater gleich waren. Das war dieselbe Ausdrucks, mild, lieblich und gut, und doch so ernst, fest und traurig sahen die Kindertränen aus der Photographie heraus. Ein heißes Liebesgefühl durchzog die Brust des Mannes. Er drückte das Bild an seine Lippen und murmelte leise:

„Armer Wursch, armes geliebtes Kind, Dich wollen sie ehren und rühmend machen? Nie? So lange ich Athem habe, werde ich es zu hindern wissen.“

Hans steckte die Photographie in seine Brusttasche und, als gebe sie ihm Muth zum Handeln, schritt er hochaufgerichtet aus dem Gemach in das des Vaters.

Gerth sah an seinem Bett und las aus der Zeitung vor. Es schien Johannes Flemming heut besser zu gehen; das frische Winterwetter, das draußen zum ersten Mal einsetzte, schien ihm wohl zu thun. Im Ofen brannte ein flackerndes Feuer, und durch die hellen Fenster scheinen viel matter Tagesstrahlen.

Hans stellte sich, nachdem er seinen Vater begrüßt, an's Fenster und wartete. Verlegen rieb er sich die Hände; ging Gerth immer noch nicht fort, sie mußte ihm doch anmerken, daß er den Vater sprechen wollte.

Der Kranke selbst eröffnete gut gelaunt das Gespräch.

„Nicht wahr, mein Junge, das gefällt Dir nicht“, und wies auf die weißbereiften Büume; „man lernt die Winter bald vertragen, wenn man auf Jahre hinaus im sonnigen Süden war.“

„Ich habe ja es ist wohl schön dort“, seufzte Hans, „ich wollte, ich wäre nie fortgegangen.“

Sowohl der Vater, als auch das junge Mädchen sahen erschrocken auf. Die Stimme des jungen Handelsmannes klang scharf und schneidend.

„Ist das Dein Ernst?“ fragte Johannes Flemming gedehnt.

„Ich bitte Dich, Gerth, laß mich mit meinem Vater allein“, bat Hans und umging die Antwort.

„Nein, Gerth, Kind, Du bleibst. Ich fühle mich angegriffen, ich kann nicht hören.“

„Du wirst hören müssen.“ Hans führte, während er mit lautem Ton diese Antwort gab, das ältliche Mädchen zur Thür.

Der Hunger.

Von Henri Tavernois.

Alles, was Herrn Le Capricard in dem Fiedon der Normandie noch gehörte, war ein altes baufälliges Gutschloß, ein „Schloßhof“ mit Wäldern und ein verfallenes Gutschloß, dessen einziger Rosenstock auch nur immer eine einzige Rose trug. Außerdem war er noch der Besitzer von einem Paar Stiefel, und zwischen der zerlumpten Bauernkleidung befand sich auch ein Gehrock.

Am 8. Juli verordnete er eine außerordentliche Sorgfalt auf seine Toilette: er rasierte sein mageres Gesicht, zog seine Stiefel an, suchte die am wenigsten schlechten Beinkleider heraus, büstelte den Gehrock tüchtig ab, ehe er sich damit schmückte, lief zu dem Rosenstock, schnitt die einzige schon stark ausgeblühte Rose ab, steckte sie ins Anopfloch und murmelte: Wenn die Blätter nur nicht zu schnell abfallen! In Ermangelung eines Strohstragens band er einen Schal um den Hals. Mit einem gerbeulenen Filzhut auf dem Kopfe lief er ungeduldig, mit fieberhaft glänzenden Augen umher wie ein armer Junge, der zu seinem ersten Stehdiebstahl geht. Trend etwas fehlte ihm aber doch nicht. Er schlief sich an die Stirn und endete in einem Käßchen eine halb aufgetauchte Zigarre, die er wieder anzündete.

Nun setzte er sich auf die Steinbank vor dem Vorhof, freuzte nachlässig seine unendlich langen Beine und rauchte.

Seit dreißig Jahren spielte sich am 8. Juli immer dieselbe Scene ab. Seit dieser Zeit hatte Herr Le Capricard nur drei Zigarren verbraucht, die Stiefel, der Hut der Schal und der Gehrock aber waren dieselben geblieben. Am 8. Juli nämlich kam Pauline vorbei, um sich in das Schloß zu begeben. Pauline jedoch war keine andere als Frau Mirly-Buhu geborene Briot. Und der einst junge, reiche, sogar schöne Herr Le Capricard hatte um sie angehalten, weil er sie für eines jener Mädchen hielt, die bei der Wahl eines Gatten der Bestimmung ihrer Eltern folgen.

Die Kleine hat sich schon Herrn Mirly-Buhu in Paris verschprochen“, hatte die Mutter erwidert.

Tief getränkt von sich Herr Le Capricard nach dieser Antwort zurück und verband seinen Schmerz niemals. Er versuchte sich zu trösten, indem er ein Bauernmädchen heiratete. Sie hat bald und hinterlistig ihm einen Sohn. Dieses Stöhnchen wuchs auf, wurde ein Taugenichts und verschwendete das Vermögen seines Vaters bis auf den letzten Centime.

Der ruinierte Krautjunker verschloß sich in sein Gutschloß und lebte von den regelmäßigen, ungenügenden Unterhaltungen des Sohnes, der es zu nichts Rechtem brachte und feindselig war. Seit dreißig Jahren nun hatte Herr Le Capricard täglich an Pauline gedacht. Er hatte sie blond, rosig und elegant am Arm Herrn Mirly-Buhus gesehen, eines kleinen, unterstehenden Mannes mit einer hingelippte und dem runden, ungeschickten Mädel eines Geschäftsmannes. Immer torpuler wurde Herr Mirly-Buhu mit den Jahren geworden, immer weiter hing seine Lippe herab, sein Rücken hatte den gewaltigen Spedanztag des reichen Rentiers, der zuviel ist.

Herr Le Capricard schmolte noch immer. Nie hatte er die Beziehungen mit den Nachbarn wieder aufnehmen wollen. Er gehörte zu den Männern, die, wenn ihre Liebe nicht erhört wird, das ganze Leben Gott hegen. Seine unerwartete Leidenschaft mußte sich nun damit begnügen, alljährlich am 8. Juli einen Brief in den vorbereitenden Wagen der Schloßherrschafft zu werfen. Näher trat sich die Pferde langsam, denn es ging ziemlich hell vorbei, so fand er auf und sonnte den Vorbestehenden einen feierlichen und kühlen Gruß, ganz wie ein Weltmann. Pauline verneigte sich lächelnd, und ihr Mann sahke an seinen Hut...

Im Wagen befanden sich die Kinder, dann die Entel... Am nächsten Tage nun schickte Herr Le Capricard durch irgendeinen Dorfjungen seine Visitenkarte ins Schloß, denn er wußte, was sich gehörte und befolgte alle Regeln des Anstandes.

Diese Visitenkarte war ein Gebot: Die glänzende, dicke Puppe von dunkler Eisenfarbe, die der Rückseite einer Spielkarte gleich, trug in seiner Rundchrift die Worte: Louis Eugène Michel Le Capricard mit einem unbedeutlichen Wappen darüber. Herr Mirly-Buhu ließ als Erwiderung seine Karte durch seinen Diener bringen, und das war alles.

Seine übrige Zeit verbrachte Herr Le Capricard, um sich wie die Löwen und Adler zu gerühren: er ging auf die Nahrungsfrage. Man versichert in der ganzen Gegend, daß jedes Tier, das seine beschiedene Domäne betrete, dem Tode geweiht wäre. In böse Tagen behaupteten, daß er sich zwei Tage an Romo, dem reinsten Roter der Schnittwarenhandlerringeret, defekt hätte und sogar den Spaten Schindens legte. Mandol hörte man in seinem Garten einen Schuß fallen. Volle Mittel...

lanten die Behörden, als ob sie nicht merkten, Herr Le Capricard war der ganze Dorfe ein Rätsel. Selbst die Aemter konnten sich noch immer an Speck und Erbsen satt essen, aber er schien gar nichts zu haben. Man wurde von Schauer gepackt, wenn man ihn so mager und traurig daherschleichen sah. Er näherte sich eben dem allem, wenn nicht ein von den Nachbarn verfolgtes Wild in sein Gebüsch floh, um dort den Tod zu finden. Man erzählte auch, daß jedes schlauere Tier ihm auswich und nie mehr Vogelgezwitscher von jungen Büumen erklang. — Mit ihrer ganzen sanften Autorität hatte Frau Mirly-Buhu einen solchen Geschmärg protestiert. Einst hatte sie ihren Knecht lächerlich gefunden. Jetzt gedachte sie seiner gerührt, ja fast mit Bedauern. Er war die Poesie ihrer Jugend gewesen — die einzige Poesie. Selbst wenn man das Andenken an eine gleichgültige, sogar lächerliche Liebe hat, fühlt man ein gewisses schmeichelhaftes Gefühl. So mochte sich denn Frau Mirly-Buhu am 8. Juli in der Eisenbahn sein zurecht.

„Aufgepaßt“, meinte ihr Mann, „sie muß sich für ihren Liebhaber.“

„Und wenn es denn so wäre! Wenigstens ist er schlank geblieben“, seufzte sie.

„Das glaube ich! Wenn man nur von Kosen lebt.“

Ihre Kinder lachten darüber wie einmal ihre Entel Jean und Hubert später darüber lachen würden. Sie nannten Herrn Le Capricard „Großmutter's Knecht“. Es waren unerträglich Bengel von zwölf Jahren. Der Knecht hatte schon die Hängeklappe von Herrn Mirly-Buhu und dessen fetten Rücken. Diesmal fuhr die Familie im Auto ins Schloß. Der seit kurzem gekaufte Kraftwagen war so groß, daß sie alle darin Platz fanden.

Bevor es bergan ging, sagte Frau Mirly-Buhu zu dem Chauffeur: „Nehmen Sie ganz langsam, Capricard.“ Sie erriet, daß es ihrem Togaenguru Herold machen würde, wenn er sie so schnell in dem neuen Gefährt vorbeifahren lassen würde. Sie lächelte, als sie ihn schon von fern erblickte. Er sah auf seinem Posten und hielt stierend die Hand an die Stirn. Aber er wartete auf einen Londoner, und Automobile geben schnell, selbst wenn der Chauffeur den Auftrag erhalten hat, langsam zu fahren. Zweifellos fing auch Herr Le Capricard an, schlechter zu sehen, und er ließ das Automobil vorbeifahren, um erst nachher seinen Jermum zu bemerken. Nun suchte er sich einen Burschen von dem nächsten Gute, gab ihm sein letztes fünfzigcentimstück und schickte ihn mit seiner Visitenkarte aufs Schloß. „Und ich bestand darauf, daß wir pünktlich am 8. Juli hierkämen, damit seine Hofe noch nicht ganz verrotzt wäre“, jammerte Frau Mirly-Buhu.

„Na, wir werden etwas finden, um ihn zu trösten“, rief der junge Herber. „Ich habe schon etwas!“

„In seinem Alter war ich genau so“, meinte Herr Mirly-Buhu bewundernd.

„Stiels hatte ich einen dummen Streich bereit.“

„Ich hoffe, daß er nicht die Absicht hat, einen Schabernack zu spielen! Nicht wahr, mein Liebling?“ fragte beunruhigt die Großmutter.

„Man muß Mittel mit den Unglücklichen haben, und unser Nachbar hat, trotzdem er so vornehm tut, nicht alle Tage etwas zu essen.“

Unterdessen hatte Herr Le Capricard seine guten Kleider ausgezogen und legte sie grübelnd zusammen. Ein kurzes, ersticktes Schließen entrang sich seiner Brust. Er hatte Hunger! Trotz seiner flehentlichen Briefe: „Mein Kind, ich schmödere dir, daß ich sehr eilig etwas brauche, es fehlt mir am Nötigsten“, schickte ihm sein Sohn nichts, und ach, wie lange war es schon her, daß die Sperlinge in die ihnen gelegten Schlingen liefen.

Er hatte gestern dem Abendrot noch einige Knochen übrig behalten, die er in todesbes Wasser warf. Gestern verhängt er die Suppe, doch ohne den Hunger gestillt zu haben, der ihm den Magen zusammenzog. Wohl hatte er noch etwas Ofen- und Gräser, die er haben und kochen konnte, aber er hatte Hunger auf Fleisch, einen Hunger zum Heulen... Er trat aus dem Hause heraus und stellte sich mit der geladenen Hüfte in seinem Garten auf. Manchmal zeigten sich an einer Stelle, die zu dem Mirly-Buhuschen Besitz gehörte, Tiere. So stand er wortlos da, und wartete man, so hoffte man und teilte darum weniger. Er lauerte mit solcher Angst, fälliger Nervenpannung, daß ein Völkchenchen an einer Halluzination glauben ließ.



Ein Straßenschild mit einfacher Draperie. Wenn auch die meisten Schneidergemachten neuen Mode vor irgend eine Weile drapiert sind, sind sie doch noch immer so, wie einst. Dieses neue Kostüm von Pauline zeigt einen Vortritt an den Zeiten in die Höhe gehoben, um mit einem geraden Rücken zusammenzutreffen. Das Kostüm ist aus schwarzem und grauem Wippen gemacht und hat Aragen und Knöpfchen aus weißem Material. Ein schwarzer und weißer Hut und Knöpfchen aus matterm Stoffe vervollständigen ein vorzügliches Straßenschild.

mit einem wilden Sprung hürrte er auf das Kaninchen. Er nahm es, um es mit einem Faustschlag, der es sofort getödt hätte, niederzustricken, als er sah, daß an der Pote des Tieres ein Bindfaden befestigt war, und an diesem Bindfaden hing ein kleiner Schinken...

Herr Le Capricard wurde leichtsinnig. Man hatte sein Glend erraten, man machte sich über ihn lustig und schickte ihm dieses spöttische Wirmosen... Es war ein Streich von Mirly-Buhu, um ihn in Paulines Augen herabzuziehen!... Er ging ins Haus zurück, zog seine Stiefel, seine Beinkleider und den Gehrock wieder an und klingelte an dem Schloßhof. Er hatte die Absicht, Kaninchen und Schinken irgendeinem Diener mit ein paar scharfen Worten zurückzugeben. Aber als das Tor geöffnet war, stand er vor der ganzen Familie, die im Freien Mittagstisch aß.

„Herr Mirly-Buhu“, sagte er, „ich fand das Sehen in meinem Garten...“

Pauline verstand.

„Das ist ein Streich dieser beiden ungeliebten Jungen. Sie wollten umher. Das Kaninchen wird ihnen entwischt sein und hat sich zu Ihnen geflüchtet.“

Herr Mirly-Buhu übergab das corpus delicti einem Diener und sagte hinzu:

„Ich behaupte den Vorfall nicht zu sehr, weil er mir die Gäre Ihres Besuches verschafft. Wädhren Sie uns nicht das große Vergnügen machen und unser Wohl ganz ohne Unflände teilen.“

Auf dem Tisch stand ein gewaltiges Knochenspeck, geröstete Kartoffel, grüne Bohnen, knusprige Bröckchen und goldig schimmernder Wein in Karaffen... Herr Le Capricard wurde schüchtern, er machte eine Schritt vorwärts zu allen diesen guten Dingen und auch zu dem Lächeln Paulines, aber plötzlich richtete er sich feil auf und mit einem Abschiedsgruß erklärte er:

„Danke, ich bin nach Tisch, ich habe soeben meine Tasse Kaffee getrunken...“

den, um dort ein Haus mit Garten zu errichten. Dafür brauchten sie nur eine jährliche Anrentungsgeldgröße von einem Sou zu zahlen; ferner hatten sie das Recht, auf den Märkten ihren Bedarf an Lebensmitteln zuerst zu decken, selbst vor Beamten, Offizieren und Günstlingen.

Der Achtstundentag bestand in zwei Schichten von je vier Stunden; falls der Bedarf an Rohlen nicht in dieser Zeit gedeckt werden konnte, mußte durchgearbeitet werden, und zwar arbeiteten die Arbeiter an einer Arbeitsstelle, so daß ein jeder sechs Stunden in der Mine blieb und dann die Werkzeuge an seinen Nachfolger gab, so daß also 24 Stunden ohne Unterbrechung durchgearbeitet wurde. Der Erlaß regelt auch noch die Behandlung der Feiertage und ist auch hierin sehr liberal; zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten brauchen die Bergleute nur eine halbe Woche zu arbeiten. Selbstverständlich hatten sie die übrigen, nicht wenigen Feiertage frei, ohne daß ihnen am Verdienst etwas abging. — Man sieht, die Bergleute im 16. Jahrhundert hatten teilweise Arbeitsbedingungen, die heute noch nicht erreicht worden sind.

Das vierte Gebot. In einem heftigen Stübchen fragte der Pfarrer während des Konfirmanden-Unterrichts nach dem vierten Gebot. Der erste Schüler antwortete richtig: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren u. s. w. Der Pfarrer sahte darauf einen anderen Schüler an und fragte: „Was ist das?“ Die überraschende Antwort: „Des ist mein Vater sei! No, meiner werd gewesche.“

Ein Advokat. Richter: „Sie wollen aus Not gestohlen haben... deshalb nimmt man aber doch keinen Dament!“ — Angeklagter: „Ja, wenn Sie aber nichts anderes finden, Herr Präsident.“ — „Umschreiben...“ Vor allen Anwesenden zeichnete sich durch klare, deutliche Aussprache der Souffleur aus.

Ein Held. Wenn Sie nicht sofort die Befehlsung zurücknehmen, sag' ich's meiner Schwiegermutter — verfluchen Sie!“ — Durchschau. „Das Pferd, das ich gekauft habe, ist sonst sehr gut, nur läßt es den Kopf immer hängen.“ — Kupfer: Ja, das Tier läßt sich sehr stolz zu sein. Sobald es bezahmt ist, wird es den Kopf höher tragen.

Guter Rat. Witwe (die einen Diener sucht): Ich suche also jemand, der alle groben Arbeiten im Hause besorgt, Gänge läuft, nie widerspricht und auf den Wind geachtet ist. — Ueberlistet. „So eine Gemeinheit. Gestern kommt mein Schneider. Ich lasse mich verzeihen (Ein paar Minuten drauf hör' ich von der Straße her unterm Couleurriff, daß er sich das Fenster auf — wer steht drunter! — Mein Schneider!“

Achtstundentag im Jahre 1785

Wer da glaubt, daß der Achtstundentag eine soziale Erfindung unserer Zeit ist, wird die Erziehung unserer Mütter, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt. Schon im Jahre 1788 unterzeichnete der märkische König Philipp II. von Spanien, der Erbauer des Caturials, eine Verordnung, die die Arbeitszeit der Bergarbeiter in den Minen von Burgund regelte. Burgund bildete zu jener Zeit einen Teil des spanischen Königreiches, und die dortigen Bergarbeiter hatten sich an die Regierung um eine Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen gewandt, die denn auch erfolgte. Am 10. Januar 1788 wurde das Edikt des Königs durch das Parlament von Dole als Gesetz erlassen; dieses gewährt den Bergarbeitern nicht nur den Achtstundentag, sondern noch andere Vorteile, die auch unsere Bergarbeiter heute nicht zurückweisen würden, so z. B. das Recht, sich auf dem Gemeindegebiet ein Terrain auszuju-